

# Evolutionäre Medienpsychologie

Alexander Grau

**Humanethologen und Evolutionspsychologen betonen immer wieder gerne, dass wir uns mit einer veralteten neuropsychologischen Ausstattung durch unsere moderne Welt bewegen. Doch selbst, wenn das stimmen sollte: Was bedeutet das für die Medienpsychologie? Weshalb hat der Mensch sich überhaupt fiktionale Welten geschaffen? Was befähigt ihn dazu? Und was lernen wir daraus über unsere Medienrezeption und deren Folgen? Die „Zeitschrift für Medienpsychologie“ widmete diesen Fragen einen Themenschwerpunkt.**

Evolutionärsbiologisch gesehen, ist der Mensch ein etwas aufgetunter Fisch. Dass wir nicht das Ergebnis einer singulären Schöpfung sind, sondern das Resultat eines Jahrmillionen währenden Nachbesserungsprozesses, wird an den zahllosen Unzulänglichkeiten deutlich, die dieses Entwicklungsverfahren mit sich brachte. Zentralnervensystem, Blutgefäße, Skelett oder Hals-Nasen-Rachen-Raum: All das ist nicht eben optimal. Die schmerzenden Venen, der verspannte Rücken oder auch einfach nur der Brotkrümel in der Luftröhre erinnert uns daran, dass der aufrechte Gang oder das Sprechen für unsere Baureihe zunächst nicht vorgesehen war. Und wie das so ist bei Nachbesserungen: Es wurde erheblich improvisiert.

Auch das Objekt unseres geballten Stolzes, unser Gehirn, war ursprünglich eher dafür gedacht, munter durch urzeitliche Ozeane zu planschen. Schon die für Fische im Grunde unsinnige Fähigkeit, durch einen Urwald zu kriechen, machte eine Reihe von Extratools notwendig – ganz zu schweigen von der Fertigkeit, *DSDS* zu schauen und dabei gleichzeitig eine SMS zu schreiben und Pizza zu essen.

Dass unser Gehirn das Ergebnis eines permanenten Updates ist, merkt man schon an seinem komplizierten funktionalen Aufbau. Allein die Projektionsbahnen so zentraler Funktionen wie etwa sehen, Sprache verstehen oder Dinge emotional bewerten sind so verwirrend, dass jeder Lehrling sich für ein ähnlich miserabel verschaltetes Steuersystem einen ordentlichen Rüffel einfangen würde. Da die Architektur unseres Denkkorgans jedoch nicht nur eine neutrale biologische Struktur ist, sondern erheblichen Einfluss auf die Funktionsweise des Gehirns hat, sind in den letzten Jahren vermehrt evolutionstheoretische Fragen in das Blickfeld kognitionswissenschaftlicher und psychologischer Forschung gerückt: Wer verstehen will, weshalb wir so oder so wahrnehmen, handeln, denken oder erinnern, ist gut beraten, die evolutionärsbiologischen und evolutionärspsychologischen Mechanismen, zu untersuchen, die diesen Fertigkeiten zugrunde liegen. Dies gilt insbesondere auch für die Medienpsychologie, da die Entwicklung der Mechanismen, mit denen wir mediale Angebote verarbeiten, abgeschlossen war, lange bevor unser Leben durch die Angebote elektronischer Medien erst so richtig lebenswert wurde. Um abschätzen zu können, welche Wirkung mediale Gehalte insbesondere auf die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Ju-



gendlichen haben, ist es daher sinnvoll, beispielsweise zu untersuchen, weshalb Menschen überhaupt Medien entwickelt haben, weshalb es ihnen offensichtlich Freude bereitet, mit imaginären Inhalten zu spielen und weshalb diese fiktiven Gebilde in der Lage sind, emotionale Reaktionen auszulösen.

### Moderne Medien vor Augen, aber Steinzeit im Kopf?

Dass die „Zeitschrift für Medienpsychologie“ ihrem Themenheft „Evolutionäre Medienpsychologie“<sup>1</sup> zunächst eine Einführung des Herausgebers Frank Schwab voranstellt<sup>2</sup>, der zunächst gängige Vorurteile über evolutionäres Denken richtigstellt, wirft ein bezeichnendes Licht auf die Stellung evolutionstheoretischer Ansätze (nicht nur) in der Psychologie. Zumindest spricht es nicht für die Aufgeklärtheit unserer sogenannten Wissensgesellschaft, dass 149 Jahre nach Erscheinen von Darwins *On the Origin of Species* evolutionstheoretische Ansätze immer noch die Aura des Sakrilegs umgibt und sie einige Zeitgenossen als nicht verifizierbare und daher unwissenschaftliche Theorie darstellen. Doch abgesehen von solch fundamentaler (und fundamentalistischer) Kritik, halten sich auch eine ganze Reihe von Vorurteilen oder Missverständnissen über die Grundtheoreme der Evolutionstheorie. Da ist, wie Schwab zu Recht hervorhebt, zunächst das Märchen vom brutalen Kampf ums Überleben. Schon Darwin hat diese Vorstellungen nachdrücklich zurückgewiesen. „Fitness“ bedeutet nicht – wie insbesondere viele deutschsprachige Zeitgenossen meinen –, dass nur derjenige überlebt, der schnell wie ein Windhund, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl ist. Das sind vulgärdarwinistische Fehldeutungen. Fitness meint zunächst einfach Anpassung – und damit kann auch der allmähliche Wechsel der Blütenfarbe eines Blümleins auf der Heide gemeint sein.

Eine weitere Fehldeutung der Evolutionstheorie betrifft die Vererbung von Eigenschaften, die häufig deterministisch missverstanden wird, obwohl die Ontogenese von Eigenschaften in einem erheblichen Maße von Umweltfaktoren abhängt. Biologische Merkmale sind zwar in gewissem Sinne angeboren, das bedeutet aber nicht, dass sie genetisch fixiert sind. Die Beziehung zwischen Genotyp und Phänotyp ist nicht isomorph. Und schließlich kann man immer wieder lesen, dass die Grundlage des Evolutions-

prozesses die Arterhaltung ist. Aber auch das stimmt so nicht: Dem Individuum kommt zur Klärung evolutionsbiologischer Prozesse eine viel größere Bedeutung zu als der Art.

Die evolutionäre Psychologie ist ein theoretisches Paradigma, das sich auf alle Teilgebiete der Psychologie und somit auch auf die Medienpsychologie anwenden lässt. Das mentale Design des Menschen beruht aus dieser Perspektive auf Anpassung an vergangene Umwelten und ist das Ergebnis einer natürlichen Selektion.

Das bedeutet, dass der menschliche Geist kein unbeschriebenes Blatt ist. Weite Bereiche der Soziologie, der Kommunikationswissenschaften und der Medienpsychologie nehmen jedoch ausschließlich die aktuelle, ontogenetische Umwelt und das soziale Milieu als Determinanten menschlichen Verhaltens in den Blick. Dadurch entgehen ihnen wesentliche Aspekte des menschlichen Verhaltens. Leitend für die evolutionäre Psychologie sind laut Schwab eine Reihe Prinzipien, die sich im Wesentlichen so zusammenfassen lassen:

Das menschliche Gehirn generiert ein Verhalten, das an spezifische Umweltbedingungen angepasst ist, wobei die so evolvierten psychologischen Mechanismen unbewusst und eher für die Lösung prähistorischer Problemkonstellationen ausgelegt sind als für moderne Informationsgesellschaften. Evolutionäre Anpassungsprozesse vollziehen sich langsam, weshalb es angesichts sich schnell verändernder Umwelten zu einer mangelnden Passung kommen kann. Die Evolutionspsychologie zielt angesichts dieser Situation zunächst darauf ab, die phylogenetischen Anpassungsprozesse zu rekonstruieren und die Problemlösungsstrategien zu beschreiben, die unter den Bedingungen vergangener Umwelten adäquat waren. Dabei knüpft die evolutionäre Psychologie vor allem an das Methodeninventar der kognitiven Psychologie an.

### Über den Sinn und Zweck von Unterhaltung

Zwei der grundlegendsten Fragen – nicht nur für die Medienpsychologie – sind die nach der Ursache und dem Zweck von etwas so scheinbar Zwecklosem wie Unterhaltung. Es wundert daher nicht, dass es hierzu eine Reihe von Antworten gibt, die sich streng genommen gar nicht ausschließen. Die naheliegendste Antwort ist vielleicht die, dass gute Unterhaltung einen evolutionären Vorteil verschafft. Entertainment ist ein

#### Anmerkungen:

1  
Zeitschrift für Medienpsychologie“, 19 [N.F. 7] 4/2007

2  
**Schwab, F.:**  
*Evolutionäres Denken: Missverständnisse, Trugschlüsse und Richtigstellungen.* In: Zeitschrift für Medienpsychologie, 19/4/2007, S. 140–144

3

**Eibl, K.:***Zwischenwelten.*

In: Zeitschrift für Medienpsychologie, 19/4/2007, S. 145–151

4

**Tooby, J./Cosmides, L.:***Consider the Source.**The Evolution of Adaptions for Decoupling and Metarepresentations.* In: D. Sperber (Hrsg.): *Metarepresentations. A Multidisciplinary Perspective.* New York 2000, S. 53–116

5

**Weiß, K./Krug, M./****Suckfüll, M.:***Zur Rezeption Angst auslösender Spielfilme. Überlegungen aus evolutionspsychologischer Sicht.*

In: Zeitschrift für Medienpsychologie, 19/4/2007, S. 152–159

Zeichen für Intelligenz und Witz, also von wichtigen sozialen Eigenschaften, die auch sexuell attraktiv machen. Allerdings ist auch nicht ganz auszuschließen, dass die Fähigkeit zur Unterhaltung vor allem ein Anpassungsmerkmal ist, das unser kognitives Potenzial erweitert. Einige Autoren sehen vor allem im Lernen mittels unterhaltsamer Spiele oder Simulationen den entscheidenden evolutionären Vorteil. Vielleicht jedoch liegt der Sinn von Unterhaltung in der simulierten Situation selbst. Nach dieser Hypothese erhalten wir durch Unterhaltungsangebote ganz wesentliche Informationen, die uns ohne mediale Unterhaltung verwehrt blieben. Ob der *Sex and the City* schauende Mann jedoch tatsächlich einen Informationsvorsprung hat, der ihm einen Evolutionsvorteil sichert, sei einmal dahingestellt.

Immerhin zeigen diese Vermutungen ebenso wie die Begründungen, die für sie angegeben werden, dass die evolutionäre Medienpsychologie noch in einer Pionierphase steckt, wie Schwab selbst zugesteht. Dennoch lassen sich aus den bekannten Tatsachen eine Reihe von Schlussfolgerungen für die Medienpsychologie ableiten, wie der Münchner Germanist Karl Eibl in seinem Beitrag *Zwischenwelten* zeigt.<sup>3</sup>

Wie gesagt: Unser mentales Rüstzeug ist eigentlich etwas veraltet. Ein unfreiwilliger Beleg dafür könnte sein, dass diese Binsenweisheit zum Standardrepertoire von Evolutionstheoretikern, Anthropologen und Ethologen gehört – und auch Eibl macht da keine Ausnahme. Die besondere Fähigkeit, die den Homo sapiens von anderen Tieren unterscheidet, ist nach Eibls dessen Möglichkeit, symbolische Repräsentationen zu schaffen. Das verleiht ihm die Fähigkeit, sich auf Nichtanwesendes zu beziehen und so Vorstellung gleichsam zu vergegenständlichen. Die Vorteile einer solchen symbolischen Repräsentation mentaler Gehalte sind offensichtlich: Man kann Informationen über Dinge austauschen, die nicht anwesend sind („Vorsicht vor Säbelzähntigern!“), das soziale Miteinander lässt sich effektiver organisieren – und man kann Situationen gedanklich durchspielen, ohne sie erst erleben zu müssen, was mitunter lebensverlängernde Auswirkungen haben kann.

Zugleich wäre es natürlich nervenaufreibend und umständlich, wenn wir uns vor symbolischen Tigern genauso fürchten würden wie vor echten. Damit unsere Fähigkeit zur symbolischen Repräsentation überhaupt eine Wirkung hat, muss sie in der Lage sein, Gefühle hervorzu-

fen, die sich aber dennoch deutlich von den „Originalgefühlen“ unterscheiden. Die entscheidende Bedingung, so Eibl in Bezug auf John Tooby und Leda Cosmides<sup>4</sup>, ist die Möglichkeit der Entkopplung von Reiz und Handlung. Damit wird zugleich zwischen dem Auslösemechanismus für eine Handlung und deren Verlaufsprogramm differenziert, was eine große Anzahl kognitiver Reaktionen ermöglicht.

Sitzen wir nun mit der Chipstüte in der Hand im Kinosaal oder auf der heimischen Couchgarnitur, gibt unser Gehirn aufgrund des Settings parallel zum Anblick des Tigers Entwarnung. Dadurch schalten wir intern von einem Funktionsmodus (Chipstüte in die Ecke schmeißen, aufspringen, weglaufen) in einen Organisationsmodus (Tiger angucken und dabei Lustangst empfinden), der uns ursprünglich die Adaption an neue Umwelten erlaubte. Bei anderen Tieren kann man Vorstufen dieses Verhaltens unter spielenden Jungtieren beobachten.

Die Gefahr, Funktionsmodus und Organisationsmodus miteinander zu verwechseln, liegt jedoch im Wesen der Sache: Dann beißt der Junglöwe eben doch einmal zu, und auf dem Bolzplatz wird bei Menschen aus Spiel plötzlich Ernst.

Allerdings, so Eibl, würden sich die audiovisuellen Medien eine Schwachstelle ikonischer Zeichen zunutze machen: Sie verringern aufgrund der technischen Möglichkeiten das arbiträre Moment ikonischer Darstellung. Umso erstaunlicher ist es jedoch, so könnte man einwenden, dass wir in der Regel keine Probleme haben, Wirklichkeit und Welt, allen kulturpessimistischen Unkenrufen zum Trotz, auseinanderzuhalten – und Kinder diese Medienkompetenz erstaunlich schnell erwerben. Von einer Übertölpelung unseres armen pleistozänen Gehirns kann also nicht die Rede sein.

Doch Eibl unterschätzt nicht nur unsere Fähigkeit, zwischen symbolischen Welten und Realität zu unterscheiden und zwischen beiden Betrachtungen hin und her zu schalten, bei ihm bleibt auch unklar, weshalb wir uns so gerne medial Gefühlen aussetzen, die wir in der realen Welt tunlichst meiden.

### Das Rätsel von der Lust an der Angst

Auf diese Frage versuchen Kati Weiß, Melanie Krug und Monika Suckfüll in ihrem Beitrag eine Antwort zu geben.<sup>5</sup>

Keiner ängstigt sich gerne. Dass wir dennoch Filme schauen, die uns ängstigen und dass die-

se Angst uns in einem gewissen Sinne Freude bereitet, scheint nicht nur aus evolutionspsychologischer Sicht zunächst paradox zu sein. Um dem Phänomen zu begegnen, muss man sich klarmachen, was man überhaupt unter Emotionen versteht. Begreift man diese als übergeordnete Programme, die – durch spezifische Reize aktiviert – uns in einen spezifischen Aufmerksamkeitsmodus versetzen, ist schon einmal klar, weshalb wir auf sie nicht unmittelbar und zwanghaft reagieren müssen.

Medial erzeugte Emotionen unterscheiden sich von den entsprechenden realen durch ihre Intensität. Sie sind Ergebnis eines „Mismatch“ von Reizsignal und Umweltwahrnehmung (Couch und Tiger), wobei letztere die kognitive Bewertung der durch das Reizsignal ausgelösten Komponenten steuert. Als Motivation dafür, sich medialen Symbolisierungen auszusetzen, muss auch bei Weiß, Krug und Suckfüll das gute alte Probehalteln erhalten, wobei die Autorinnen dieses um ein individuell erworbenes Interesse aufgrund erworbener Medienkompetenz ergänzen.

In der Forschung der letzten Jahre wurden verschiedene Modelle präsentiert, die erklären sollen, weshalb sich Menschen ängstigen medialen Angeboten aussetzen. Dabei stehen affektorientierten Ansätzen eher handlungsorientierte Konzepte gegenüber. Zu diesen gehört beispielsweise die Vorstellung, dass ängstigende Filme es erlauben, geschlechtliche Rollenmuster oder spezifische soziale Copingstrategien einzuüben, oder auch Theorien, die vor allem die gelungene Angstkontrolle bzw. das erfolgreiche Aushalten als Motivationsursache angeben.

Es verwundert nicht, dass besonders jene Modelle, die den aktiven Umgang mit Angst in den Fokus ihrer Erklärung stellen, eine besondere Affinität zu evolutionspsychologischen Ansätzen haben. Weiß, Krug und Suckfüll heben in ihrer Schlussfolgerung dementsprechend die positiven Gefühle der Angstbewältigung hervor. Sie sind u. a. das Ergebnis einer Art kontrollierten Kontrollverlusts, der darüber hinaus ein internes Kompetenzzempfinden ermöglicht.

Es ist etwas bedauerlich, dass evolutionspsychologische Ansätze die Neigung haben, vergleichsweise triviale Einsichten pompös zu präsentieren, ohne auf die wirklich interessanten Fragen einzugehen. Evolutionspsychologische Theorien könnten einen wichtigen Beitrag zu Folgeabschätzungen von Medienrezeption leis-

ten. Um tatsächlich den Gründen näher zu kommen, weshalb wir uns so gerne in symbolische Welten bewegen, wäre es interessant, zunächst positive Emotionen in das Zentrum der Forschung zu stellen. Hat man verstanden, weshalb genau uns symbolische Welten Spaß bereiten können, kann man in einem zweiten Schritt vielleicht auch klären, weshalb uns auf der Ebene der Simulation Dinge Spaß machen, bei denen wir in der Realität nur davonlaufen würden.



Dr. Alexander Grau forscht über die Theoriebildung in der Philosophie und arbeitet als freier Autor und Lektor.

